

Buchbesprechungen

Unter dem Titel „Der Nahostkonflikt, Terror und Gegenterror im Bücherdschungel“ werden von Ludwig Watzal nachfolgend insgesamt 16 Publikationen rezensiert, die sich – mit unterschiedlicher Akzentuierung – dieser Problematik widmen.

Lewan, Kenneth und Hannelore: Der Außenminister. Ein Schauspiel. Selbstverlag, Bonn, 2003. 53 S.

Der Nahostkonflikt lässt sich nicht nur in wissenschaftlicher Form darstellen, sondern auch mit dem Mittel eines Schauspiels, was in diesem besonderen Fall alle Anzeichen eines Dramas enthält. Insbesondere Deutschlands Kritiklosigkeit gegenüber der Unterdrückungspolitik Israels gibt diesem Konflikt etwas Surreales. Hat sich nicht Deutschland unter rot-grüner Herrschaft zum weltweiten Verteidiger der Menschenrechte mit Ausnahme Israels erklärt? Just diesen Widerspruch – verkörpert in der Person des deutschen Außenministers Joschka Fischer – zeigen der emeritierte Politikwissenschaftler Kenneth Lewan und seine Gattin Hannelore mit dem vorliegenden Schauspiel „Der Außenminister“ formvollendet auf. Dass sich für dieses Werk kein Verlag gefunden hat, verwundert nicht.

Die Geschichte ist schnell erzählt: Anlässlich von Vorwürfen von Menschenrechtsverletzungen in den von Israel besetzten Gebieten reist ein deutscher Außenminister mit einem Mitglied des Deutschen Bundestages nach Jerusalem. Bei einer Veranstaltung, in der er dem Bürgermeister der Stadt einen Friedenspreis verleiht, gerät er in eine Auseinandersetzung zwischen Israelis und Palästinensern. Er ergreift Partei für Israel. Das problematische Verhältnis Deutschlands, aber auch der USA zu Israel wird mit dramatischen Mitteln sichtbar gemacht. Das Stück wird in der Form einer Erzählung eines Israelis ausgeführt, der über seine Wandlungen spricht, die er während des Ablaufs der

Handlung durchmacht. Die Autor/innen setzen sich mit dem Verhältnis Deutschlands zu Israel und den Palästinensern auseinander. Dadurch wird ein Großteil der Verlogenheit und Heuchelei sichtbar, die in diesem Verhältnis alltäglich geworden sind. Am Ende dieses Stückes erhält der deutsche Außenminister den Doktor honoris causa verliehen. In seiner Dankesrede geht er auf die Lage der Menschenrechte in Israel ein. Er habe einen Todesfall durch scharfe Munition erlebt, einen zweiten durch den Einsatz eines Schlagstocks und mehrere Verletzte, vorwiegend beim Einsatz von Tränengas.

„Das sind schon Gründe für Sorgen. Bedenken wir: Zwei Völker kämpfen um dasselbe Land. Es sind umstrittene Gebiete. Die arabischen Bewohner versuchen, die jüdischen Siedler zu vertreiben. Aber wie? Nicht durch friedliche Gespräche, nicht mittels unserer gut gemeinten Vermittlungsversuche. Nein! Sie reizen die jungen, unerfahrenen Soldaten, indem sie Steine auf sie werfen. Die Gewalt geht immer von ihnen aus. Ich habe selbst diese hasserfüllte Verachtung in den Augen der jungen Araber gesehen. Keine Frage: Schießereien sind bedauerlich. Der Fall Israel ist jedoch etwas Besonderes.“

Bei der Verleihung der Urkunde betont der Rektor die hohen Maßstäbe, die an eine solche Auszeichnung angelegt werden. Bei erwiesener Unwürdigkeit könne der Titel wieder aberkannt werden. „Ich bin aber überzeugt, dass Sie uns die Treue halten werden“, so der Rektor zum Außenminister.

Zuckermann, Moshe: Wohin Israel? Wallstein, Göttingen 2003. 46 S. ISBN 3-89244-669-5

Der Autor gehört zu denjenigen Israelis, die schon immer ihr Land so gesehen haben, wie es eigentlich ist. Die Frage, die er

in seinem politischen Essay stellt, ist aus großer Sorge um Israel als liberaler Demokratie entstanden. Für die Extremisten und Konservativen in Israel ist Moshe Zuckermann ein „jüdischer Selbsthasser“, vielleicht sogar ein „Antisemit“. Mit solchen grotesken Vorwürfen werden diejenigen Israelis bedacht, die sich der zionistischen Ideologie und deren Geschichtsmysmen nicht kritiklos unterwerfen; zu dieser kleinen Spezies gehört der Autor. Er weist auf die Widersprüche und die Zerrissenheit des Landes hin, die durch die zionistische Ideologie geschaffen worden sind, und nur durch den Konflikt mit den Palästinensern übertüncht werden. Schon bei der geringsten Entspannung à la Friedensprozess brechen sie wieder hervor. Warum sollte deshalb eine israelische Regierung an einem Ausgleich, der nicht in ihrem politischen Sinne liegt, Interesse haben? Zu Recht weist Zuckermann darauf hin, dass der Konflikt nicht an der Person Ariel Sharons festgemacht werden sollte, was besonders hier in Deutschland immer wieder getan wird; er steht nur exemplarisch für die „politische Klasse“. Folglich entzaubert der Autor auch die so genannten Friedenspolitiker Yitzhak Rabin und Shimon Peres. Es sei darauf hingewiesen,

„wie sehr die jüdische Besiedlung der Westbank gerade in den Jahren des Oslo-Prozesses (und zwar von allen israelischen Regierungen) expandierte, um zu verstehen, dass das entstandene Vertrauen in den Augen der Palästinenser objektiv missbraucht, ja regelrecht verraten wurde“.

Das Machtpotential in diesem Konflikt ist asymmetrisch. Nicht nur habe Israel das Vertrauen gebrochen, sondern auch seine Herrschaft in zynischer Weise ausgebaut.

„Weil nun aber die in diesem Bereich den Israelis und den Palästinensern zur Verfügung stehenden Gewaltpotentiale schlechterdings unvergleichbar sind, haben die Palästinenser den Weg des Terrors eingeschlagen.“

Somit ist der Terror nicht nur eine Angelegenheit der Palästinenser, sondern auch

der israelischen Seite. Sie muss sich fragen lassen, ob nicht ihre Unterdrückungspolitik eine wesentliche Ursache des Widerstandes der Palästinenser ist. Implizit sieht dies Zuckermann genauso.

Primor, Avi: Terror als Vorwand. Die Sprache der Gewalt. Droste, Düsseldorf 2003. 237 S. ISBN 3-7700-1161-9

Diese Ursachenforschung hätte man sich auch von dem Buch des ehemaligen israelischen Botschafters in Deutschland, Avi Primor, gewünscht. Seine Ausführungen sind intelligent, aber in weiten Teilen nicht unproblematisch. Einerseits suggerieren der Titel und das Cover des Buches eine Abhandlung über den Terror, insbesondere des islamischen gegen Israel, andererseits schreibt der Autor aber primär eine Geschichte seines Landes und des Nahostkonfliktes, und dies aus zionistischer Sicht. Dies ist insbesondere für den unbedarften deutschen Leser eine problematische Lektüre, weil er nicht nur eine eingeschränkte Sichtweise der Ereignisse seit der Kolonisierung Palästinas und der Staatsgründung Israels präsentiert bekommt, sondern auch eine ideologisch gefärbte Interpretation des Nahostkonflikts und des islamischen Terrorismus.

Mit der These, dass der globale Terrorismus und der islamische Fundamentalismus vom Nahostkonflikt nicht zu trennen sind, erscheint Primor wesentlich weit-sichtiger als die Repräsentanten der Bush-Administration. Diese verteidigen die Politik Sharons vorbehaltloser als der Ex-Botschafter, der vom damaligen Außenminister und heutigen Ministerpräsidenten 1999 ein Abmahnung erhielt, als er die ultra-orthodoxe Shas-Partei als undemokratisch bezeichnete. Aber schon die Übernahme der These von der Verteidigung gegen den islamischen Terrorismus als eine Art „Weltkrieg“ ist hoch problematisch, weil dies eine politisch-propagandistische These ist und sie die erheblichen Unterschiede im Islam nicht hinreichend würdigt sowie die Kulturkampfrhetorik einiger US-Wissenschaftler und Politiker für bare Münze nimmt. In seinen Ausführungen über den

islamischen Terrorismus kommt Primor zu der Schlussfolgerung, dass die USA den Terror des 11. September 2001 als Vorwand zur Entfesselung des Irak-Kriegs genommen haben. Dass dies keine neue Erkenntnis ist, zeigen doch die Enthüllungen, wie der Kriegsgrund für den Überfall auf den Irak fabriziert worden ist. Dem Autor geht es in seinem Buch aber um etwas anderes: Nicht die Terrororganisation al-Qaida sei die größte Gefahr, sondern die Atommacht Pakistan mit ihren Tausenden von Koranschulen, in denen der Hass auf den Westen gepredigt werde.

Der Autor schreibt im Zusammenhang mit den Anschlägen auf das World Trade Center, dass gleichzeitig Anthrax-Briefe in den USA versandt worden seien –

„der erste fatale Vorfall von Terrorismus mit einer biologischen Massenvernichtungswaffe und der erste nichtkonventionelle Angriff seit vielen Jahren.“

Hier wird der Eindruck erweckt, als seien die Briefe von Bin Laden-Terroristen oder Islamisten versandt worden; tatsächlich war der Absender aber ein Wissenschaftler aus einem US-Labor. Primor weiß dies, schreibt es aber nicht. Der Autor fragt nach den Ursachen des Fanatismus in der arabischen Welt und sieht diese mit einiger Berechtigung in der Frustration begründet. Neben den historischen Ereignissen wie der Reconquista in Spanien und der kolonialen Vergangenheit nennt er auch das wirtschaftliche und soziale Elend in der arabischen Welt. Was er nicht erwähnt, ist Israels aggressive Politik im Nahen Osten. In der arabischen Psyche stellt neben der Staatsgründung auch die Niederlage im Sechstagekrieg von 1967 das „Urtrauma“ dar. Einige arabische Staaten machen Israel sogar für ihre Unterentwicklung verantwortlich, was natürlich grober Unfug ist.

Primors Ausführungen zur Geschichte seines Landes und des Friedensprozesses sind von einer eigentümlichen Ambivalenz gekennzeichnet. Einerseits wiederholt er alle zionistischen Gründungsmythen, die keiner ernsthaften historischen Forschung mehr standhalten, andererseits ventiliert er das Bonmot, dass die Palästinenser jede

Chance zum Frieden ungenutzt haben verstreichen lassen. Für das Scheitern des Friedensprozesses und in dessen Folge den Ausbruch der Gewalt im Rahmen der Unabhängigkeitsintifada werden die Palästinenser, sprich Yassir Arafat verantwortlich gemacht. Der Autor lässt nicht unerwähnt, dass alle israelischen Regierungen seit 1993 das koloniale Siedlungsprojekt in Form von Siedlungen und einem separaten Straßensystem weiter vorangetrieben und den Palästinensern das Leben zur Hölle gemacht haben, misst diesen Fakten aber keine größere Bedeutung bei. Die Ursache des Nahostkonflikts liegt für Primor nicht im palästinensischen Problem, sondern in der Verweigerungshaltung der arabischen Staaten, die Existenz eines jüdischen Staates zu akzeptieren. Israel sei immer kompromissbereit gewesen, „während die Araber, die sich später Palästinenser nannten, unzugänglich blieben“. Dass die Wirklichkeit etwas differenzierter ist, sollte der Autor eigentlich wissen. Wenn jemand die unzähligen Friedenspläne, ob sie nun von den USA oder den arabischen Ländern vorgelegt worden sind, torpediert hat, waren dies die diversen israelischen Regierungen. Zuletzt wurde der Plan Saudi-Arabiens versenkt.

In Anbetracht der nicht unproblematischen Äußerungen des CDU-Abgeordneten Martin Hohmann und der nicht gerade schmeichelhaften EU-Umfrage zur Friedensbereitschaft Israels geht auch Primor der Frage des zunehmenden Antisemitismus in Europa nach. Er kommt dabei zu wesentlich unaufgeregteren Schlüssen:

„Ein Jude ist heute im Westen nicht nur juristisch gleichberechtigt, sondern auch gesellschaftlich.“

Der Autor konstatiert für Europa seit dem Ende des Zweiten Weltkrieg einen

„schrittweisen und langsamen, aber eindeutigen und stetigen Rückgang des Antisemitismus“.

Die Israelis dagegen meinten jedoch, dass die Vorbehalte gegen Juden wachsen und der Antisemitismus gefährlich zunehme. Primor wirft seinen Landsleuten und auch

Sharon vor, dass sie sich nicht mit den Einwänden gegen die israelische Besatzungspolitik auseinander setzten, und diese nicht mit Gegenargumenten, sondern mit Vorwürfen gegen Europa beantworteten. Der Autor zitiert ein Interview Sharons in der Tageszeitung Maariv, in dem er auf die Ursachen der kritischen Haltung Europas gegenüber seiner Politik antwortete: „Die antisemitischen Vorkommnisse in Europa können das erklären.“ Mit der gleichen absurden Antwort reagierte die Sharon-Regierung auf die empirische Umfrage der EU. Sie zeigt, dass die Menschen in der Tat zwischen den Verursachern des Übels und den Leidtragenden zu unterscheiden wissen. Dass dies „Antisemitismus“ sein soll, können nur Bösewichter behaupten.

Primors Buch bietet Impressionen über den islamischen Terrorismus und den Weltterrorismus, die Gewalt im Nahen und Mittleren Osten, die Geschichte Israels und den Nahostkonflikt sowie die Rolle der USA und Europas. Seiner diplomatischen Höflichkeit ist es wohl geschuldet, dass er in zahlreichen spannenden Momenten im Unverbindlichen geblieben ist.

Finkelstein, Norman G.: Palästina. Ein persönlicher Bericht über die Intifada. Aus dem Amerikanischen von D. Oetmann, M. Knörzer und A. Panster. Diederichs, München 2003. 279 S. ISBN 3-7205-2384-5

Die zionistische Sichtweise des Primor-Buches wird durch den Antizionisten Norman Finkelstein aufgewogen. Der amerikanische Politikwissenschaftler hat mit diesem Buch einen persönlichen Bericht über die erste Intifada vorgelegt, der das ganze Elend der israelischen Besatzung dokumentiert. Er ist authentisch und damit umso überzeugender. Im Rahmen einer arabisch-amerikanischen Menschenrechtskommission kam der Autor 1988 erstmals nach Palästina. Er wurde von den palästinensischen Familien herzlich aufgenommen. Dort erfuhr Finkelstein die israelische Besatzungsherrschaft am eigenen Leibe. Aus seinem Einsatz für die Palästinenser sind viele Freundschaften erwachsen. Das Elend der Palästinenser wurde durch diese per-

sönlichen Beziehungen zu einem Teil seines eigenen Lebensweges. Jeder Angriff der Israelis gegen die Palästinenser ließ den Autor fragen, was wohl mit „seiner Familie“ geschehen sei. Durch diese Parteinahme für die Unterdrückten sind seine Gegner im amerikanisch-jüdischen Milieu aber noch zahlreicher geworden.

In der Einführung diskutiert der Autor einige Aspekte der Kritik seitens jüdischer Intellektueller und die Reaktion Israels darauf, die auch für das deutsche Publikum von einigem Gewinn sein könnten. Als Nachkomme von Holocaust-Überlebenden hatte Finkelsteins Stimme in der amerikanischen öffentlichen Debatte Gewicht. Er konnte nicht mit dem Stigma des Antisemitismus mundtot gemacht werden, wie dies erfolgreich mit anderen Kritikern der israelischen Besatzungspolitik geschehen ist. Ein weiteres Stigma gegen jüdische Kritiker ist der Vorwurf des „Selbsthasses“. Darauf reagierte der Autor sehr empfindlich. Obwohl er nicht in der jüdischen Tradition aufgewachsen ist, wurde er doch durch Israel in Anspruch genommen, da das Land von sich behauptet, für alle Juden zu sprechen. Dem setzte Finkelstein das Diktum „Nicht in meinem Namen“ entgegen.

„Wenn ein Jude schwieg, machte er sich damit in gewisser Weise an dem israelischen Verbrechen mit schuldig. Israel schwang das Leid der Juden – und besonders den Holocaust – wie eine Keule, um abweichende Meinungen niederzuknüppeln: Kritik am jüdischen Staat war gleichbedeutend mit mangelnder Sensibilität gegenüber dem jüdischen Martyrium.“

Die Herausforderung bestehe darin, sich unmissverständlich für die Rechte der Palästinenser einzusetzen, ohne dabei das entsetzliche jüdische Leid zu vergessen.

„Wollte man letzteres leugnen oder auch nur verharmlosen, wäre das in der Tat eine Form von Selbsthass.“

Juden, die sich für die Palästinenser einsetzen,

„verteidigen auch das Andenken an den Holocaust, das von Israel ausgebeutet

und besudelt wurde: Juden, die sich im Namen jüdischen Leids solidarisch zeigen, beweisen Palästinensern, dass es keinen Grund gibt, das Leid der Juden zu schmälern.“

Diese Feststellungen des Autors sollten insbesondere in Deutschland von der politische Elite zur Kenntnis genommen werden, anstatt sich hinter einer inhaltsleeren Phraseologie zu verschansen, welche die brutale israelische Besatzungspolitik durch ein nichtvergleichbares historisches Geschehen verständlicher zu machen versucht. Indem man Israel von Seiten der Politiker einen Sonderstatus zuweist, verfällt man unbewusst in einen Antisemitismus, den man eigentlich bekämpfen will. Die Ergebnisse der EU-Umfrage sprechen eine eindeutige Sprache. Sie zum Ausdruck eines grassierenden europäischen Antisemitismus zu erklären, verkennet, dass immer noch der Brandstifter der Täter ist.

Grossmann, David: Diesen Krieg kann keiner gewinnen. Chronik eines angekündigten Friedens. Hanser, München 2003. 200 S. ISBN 3-446-20374-5

Der Autor hat sein persönliches Tagebuch über die Eindrücke der palästinensischen Unabhängigkeitsintifada auf die Israelis veröffentlicht. Er gehört zu denjenigen in Israel, die seit Jahren ernsthaft für einen Ausgleich zwischen beiden Völkern eintreten. Seine Besorgnis, welchen Einfluss die Zunahme der Militärisierung und der Nationalismus auf die israelische Bevölkerung haben und wie sich das Leben der Menschen dadurch verändert, ist mehr als berechtigt. Dass dafür die Fortsetzung der Kolonisierung fremden Landes und die Unterdrückungspolitik der Sharon-Regierung verantwortlich sind, weiß auch Grossmann. Wie sich die Politik jedoch auf die Psyche der Unterdrückten auswirkt, welche die Opfer dieser Politik sind, danach fragt der sonst so sensible Schriftsteller nicht. Grossmann gehört zu denjenigen zionistischen Linken in Israel, die zwar zuerst nach den Verletzungen der eigenen Seele fragen, aber auch die Palästinenser mit in ihre Überlegungen einbezie-

hen. Da unterscheidet er sich positiv von vielen seiner Kollegen. Selbst in seinem Zwiegespräch „Brief an einen palästinensischen Freund“ kommt eine ganze Portion Selbstmitleid und Schuldzuweisung an die Palästinenser zum Ausdruck, die doch Baraks so genanntes großzügiges Angebot ausgeschlagen haben. Seine Fürsorglichkeit ist aber etwas ganz anderes als die von Uri Avnery, der im Gegensatz zu Grossmann kein Zionist mehr ist. Dies wird nicht nur in seiner Sprache, sondern auch in seinen Handlungen und seinem Einsatz für die Palästinenser deutlich. Die zionistische Ideologie scheint auch Grossmanns größtes Handicap zu sein. Sie steht ihm quasi bei der Analyse des Konflikts im Wege, so sehr er sich auch bemühen mag, ein progressives Image vorzutäuschen.

Avnery, Uri: Ein Leben für den Frieden. Klartexte über Israel und Palästina. Palmyra, Heidelberg 2003. 298 S. ISBN 3-930378-50-7

Uri Avnery, der Träger (zusammen mit Sari Nusseibeh) des diesjährigen Lew Kopelev-Preises, ist in gewissem Sinne das antizionistische Pendant zu Grossmann; beide könnten unterschiedlicher nicht sein. Diese ideologische Einstellung bestimmt auch seine Sichtweise. Avnery ist die politische und intellektuelle Führungspersönlichkeit der antizionistischen Friedensbewegung (Gush Shalom). Diese Haltung hat auch Auswirkungen auf seine Empathie. Avnery betont eher die Leiden der Palästinenser. Er sieht die Bringschuld bei seinen Landsleuten und auch das Versagen in der Verweigerungshaltung der diversen israelischen Regierungen, womit er wesentlich realistischer ist als Grossmann.

Avnery gibt die richtige Erklärung dafür, warum Israel als die größte Bedrohung für den Weltfrieden von 59 Prozent der Europäer auf Platz eins gesetzt worden ist, gefolgt von den USA auf Platz drei. Dieses schlechte Image sei der Unterdrückungspolitik Ariel Sharons geschuldet. Ebenso sei seine Politik für die „Fabrikation von Antisemiten“ verantwortlich. Ob dies vielleicht sogar gewollt sein könnte,

um die These des Zionismus, dass alle Nicht-Juden potenzielle Antisemiten seien, zu verifizieren, fragt der Autor nicht. Wer die Palästinenser so stranguliere wie die Sharon-Regierung, liefere dem Gegner genügend Gründe für einen gewaltsamen Widerstand. Avnery hält gewaltfreien Widerstand gegen die Unterdrückung für legitim, lehnt aber selbstverständlich jeden willkürlichen Terror gegen Israelis ab.

Dem Palmyra-Verlag gebührt ein besonderer Dank, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, das umfangreiche Schrifttum dieses unermüdlichen Friedenskämpfers für ein deutsches Publikum zugänglich zu machen. Avnery kann mit Fug und Recht als ein Gewissen Israels bezeichnet werden, das seinem Land immer wieder den Spiegel der Menschlichkeit vorhält.

Krautkrämer, Elmar: Krieg ohne Ende? Israel und die Palästinenser – Geschichte eines Konflikts. Primus Verlag, Darmstadt 2003. 192 S. ISBN 3-89678-237-1

Die Entwicklung im Nahen Osten der zionistischen Kolonisierung wird von Elmar Krautkrämer, emeritierter Fachhochschullehrer aus Freiburg, detailliert nachgezeichnet. Historisch-deskriptiv orientiert, gibt der Autor einen systematischen, didaktisch ausgezeichneten Überblick über den Nahostkonflikt. In 13 Kapiteln – beginnend mit dem Zerfall des Osmanischen Reiches, über die zionistische Besiedlung Palästinas, den Jeshuw, die Gründung Israels, die palästinensischen Anliegen, die Kriege Israels, den Oslo-Prozess der Rabin-, Netanyahu-, Barak- und Sharon-Regierung bis zur al-Aqsa-Intifada – beschreibt er ausgewogen die schier unendliche Geschichte des Kampfes zweier Völker um das gleiche Land. Im „Ausblick“ geht der Autor leider nicht über die Wiedergabe der aktuellen Tagesberichterstattung hinaus.

Krautkrämer ist um Objektivität bemüht. Er beschreibt detailliert, bewertet dagegen sehr zurückhaltend. Dies macht sein Buch sympathisch. Wer die Verwobenheit der israelisch-palästinensischen Geschichte kennt, ist überrascht, in welcher verständlicher Sprache, aber dennoch

sachkompetent sich dieser tragische Konflikt darstellen lässt. Obwohl das Buch nicht über die bereits vorhandenen Veröffentlichungen in seinem Neuigkeitswert hinausgeht, ist es besonders für alle in der politischen Bildung Tätigen und am politischen Tagesgeschehen Interessierten empfohlen. Es ist eine im Grunde solide Arbeit. Ein 18 Dokumente umfassender Anhang macht die wesentlichen Stationen dieses Konfliktes nachvollziehbar. Eine Zeittafel und einige Karten runden das überaus gelungene Werk ab.

Steininger, Rolf: Der Nahostkonflikt. Fischer Taschenbuch, Frankfurt/M. 2003. 127 S. ISBN 3-596-16121-5

Anders verhält es sich mit dem Buch von Rolf Steininger, Professor für Zeitgeschichte an der Universität Innsbruck. Er hat den Nahostkonflikt für diejenigen Leser aufbereitet, die sich nicht für jede Wendung in diesem Streit interessieren. Der Nahostkonflikt wird im Zeitraffertempo abgehandelt und auch in den nahmittelöstlichen Zusammenhang eingebettet, was nicht grundsätzlich falsch ist, was aber zu noch globaleren Darstellungsformen zwingt. Im Kapitel „Grundriss“ wird Basiswissen vermittelt und daran schließen sich die „Vertiefungen“ an. Abgerundet wird das Ganze von einer Zeittafel und einem Glossar. Diese Geschichte des Nahostkonflikts im Telegrammstil passt in jede Jackentasche. Bei dieser Vorgehensweise besteht die Gefahr, dass Vieles zwangsläufig unter den Tisch fällt. Ob dies eine bündige Gesamtdarstellung ist, wie der Verlag behauptet, ist mehr als fraglich. Vieles bleibt oberflächlich, zwar richtig, aber damit auch relativierend und nicht umfassend erklärend. Aber vielleicht ist gerade eine solche Darstellungsweise gewünscht, die dem Gefühl einer Leserschaft entgegenkommt, die nicht alles so genau wissen will.

Wasserstein, Bernard: Israel und Palästina. Warum kämpfen sie und wie können sie aufhören? Aus dem Englischen von Sigrid Langhäuser. C. H. Beck, München 2003. 195 S. ISBN 3-406-51059-0

Bernard Wasserstein, Geschichtsprofessor an der Universität Glasgow, wählt eine typisch britisch-pragmatische Vorgehensweise; sie ist Themen zentriert und etwas ungewöhnlich. Er bedient sich eines mehrdimensionalen Ansatzes und verbindet damit die Hoffnung, dass dadurch eine friedliche Lösung des über hundertjährigen Konflikts erreicht werden könnte. Der Autor untersucht die Geschichte des Konflikts anhand von vier Kriterien: dem demographischen, dem sozio-ökonomischen, dem ökologischen und dem territorialen. Er kommt zu dem Schluss, dass beide Völker durch die äußeren Umstände, die ihnen von diesen Sachzwängen auferlegt werden, zwangsläufig dazu verdammt seien, eine friedliche Lösung zu erzielen.

„Diese Analyse deckt das Wirken grundlegender Kräfte auf, die Israelis und Palästinenser, wie die Bewegung tektonischer Platten, näher und schneller auf eine Versöhnung zutreiben könnten.“

Ein wenig deterministisch scheint dies schon zu sein, obwohl er seine Argumente dafür überzeugend vorträgt.

Wasserstein hält den demographischen Imperativ für einen zentralen Aspekt für das Verständnis des bilateralen Konflikts. Er diskutiert die Bevölkerungsfrage vom Beginn der zionistischen Besiedelung Palästinas an und kommt zu dem Schluss, dass Israel zwei Optionen habe, mit der Bevölkerungsfrage im Sinne eines jüdisch-ethnozentrischen Staates umzugehen: Masseneinwanderung oder „Transfer“. Sein Resümee: „Der Zionismus ist ... dabei, den demographischen Wettlauf zu verlieren.“ Will er damit implizit für einen „Transfer“ plädieren?

Neben dem demographischen Imperativ war der Zionismus von Beginn an auch von einem sozialen Anspruch beherrscht. Die „Pioniere“ waren Anhänger einer zionistisch-sozialistischen Ideologie. Sie schufen nicht nur eine bewusste „Sabraweltanschauung“, eines in Israel geborenen so genannten „Muskeljuden“ als bewusstem Kontrastprogramm zum „Ghettojuden“, sondern auch eine egalitäre Gesellschaft, die bewusst die Araber ausschloss.

Diese egalitäre Ideologie sei mit der Massenimmigration von Juden aus Afrika und Asien untergegangen. Das einzige, was davon übrig geblieben ist, sei der jüdische Charakter des Staates Israel, und dieser sei durch die demographische Entwicklung bedroht, so Wasserstein.

Den Umweltfaktor macht der Autor primär am Problem des Wassers fest. Im Hinblick darauf könne man Israelis und Palästinenser als siamesische Zwillinge betrachten. Dieser Überlebenskampf zwingt beide Seiten nolens volens zur Kooperation. Dem Autor scheint es keine Probleme zu bereiten, dass Israel als Kolonialmacht die Kontrolle über das ganze Wasser inne hat. Die israelischen Siedler verfügen über fünf Mal soviel Wasser wie die Palästinenser. Auffällig ist, dass Wasserstein oft monokausale Gründe für die Auseinandersetzung angibt und damit suggeriert, durch die Beseitigung dieser Gründe würde der Konflikt automatisch einer Lösung zugeführt. So waren nach ihm die „hohe Arbeitslosigkeit“ und die damit zusammenhängenden sozialen Spannungen verantwortlich für den Ausbruch der ersten Intifada. Diese Erklärung lässt die Missstände der Okkupation und Frustrationen völlig außer Acht.

Im Kapitel über das Territorium stellt der Autor die These auf, dass die Spaltung der Gesellschaft in Palästina nicht erst durch die Staatsgründung Israel vollzogen wurde, sondern durch eine bewusste Politik der britischen Mandatsverwaltung. Die aktuelle Entwicklung im Nahen Osten treibe Israel zwangsläufig auf einen „territorialen Kompromiss“ zu. Obgleich es seit Ausbruch der al-Aqsa-Intifada eine Radikalisierung in beiden Gesellschaften gibt, und beide eine gewisse Toleranz gegenüber der Gewalt entwickelt haben, scheint doch eine Mehrheit für eine Zweistaatenlösung zu plädieren. Wassersteins Thesen werden plastisch untermauert durch über 30 Karten. Ob diese Herangehensweise tatsächlich die ganze Dimension dieses Konflikts erfasst und einer Lösung zugeführt, muss skeptisch betrachtet werden. Sie scheint in vielen Aspekten zu optimistisch, ja manchmal sogar naiv. Die Kraft

der zionistischen Ideologie als Movers der israelischen Politik bleibt völlig unterbeleuchtet. Dies ist das große Manko dieses Buches.

Croitoru, Joseph: Der Märtyrer als Waffe. Die historischen Wurzeln des Selbstmordattentats. Hanser, München 2003. 299 S. ISBN 3-446-20371-0

Der Siedlerkolonialismus Israels, der dem Zionismus inhärent ist, stellt sich als eine wesentliche Ursache für den Terror und die Gewalt in Israel und Palästina dar. Neuerdings kam noch der Irak hinzu. Zwangsläufig stellt sich die Frage nach deren Ursachen. Die Besetzung fremden Landes durch Israel steht in einem engen Zusammenhang mit dem Phänomen des „Selbstmordattentats“. Die Geschichte der Selbstmordattentäter macht eines deutlich: In den meisten Fällen handelt es sich um Muslime; sie sind zugleich Täter und Opfer. Die Geschichte der Selbstmordattentate ist jedoch älter als der Nahostkonflikt oder die Auseinandersetzung zwischen „dem Westen“ und „dem Islam“. Unterdrückung, Entrechtung und Erniedrigung lassen sich aber als Ursache für alle Attentate benennen.

Die Kriegsgeschichte kannte schon immer Attentate und sonstige Himmelfahrtskommandos. Erstmals hat der FAZ-Journalist Joseph Croitoru die Geschichte der „Selbstmordattentate“ systematisch aufgearbeitet. Beginnend mit den Kamikazeaktionen der japanischen Soldaten gegen einen übermächtigen amerikanischen Gegner kommt er schnell zu denjenigen Ländern, die heute die so genannte Achse des Bösen bilden. Nordkorea gilt ihm als Hauptinspirator dieser Form des Widerstandes. Der in diesem Land gepflegte Kult der „Lebenden Bomben“ war neben Waffen der Exportschlager des Landes. Folgerichtig landete dieses Exportgut im Nahen Osten und mutierte dort zum Selbstmordattentat. In Kooperation mit Syrien, ebenfalls ein von den USA klassifizierter Schurkenstaat, konnten Nordkoreaner die diversen palästinensischen Terrorgruppen im Libanon ausbilden. Das Blut-

bad von Lod, von japanischen Terroristen verübt, wirkte stilbildend und inspirierend für palästinensische Gruppen. Was heute kaum noch jemand wahrnimmt, ist die Tatsache, dass diese Form des Widerstandes nicht von der Hizbullah, der Hamas oder dem Islamischen Jihad erfunden worden ist, sondern durch die untereinander zerstrittenen säkularen Gruppen der PLO entstand. Diese entwickelten einen regelrechten Märtyrerkult.

Der Autor erkennt deutlich, dass es gesellschaftliche Gründe sind, die Menschen zu diesen Taten veranlassen. Trotzdem schiebt er den schwarzen Peter eindeutig den Islamisten, den säkularen Palästinensern und ihrem Präsidenten Arafat zu. Die brutale Kolonisierungspolitik Israels und deren Überfälle auf den Libanon werden zwar häufig kritisiert, aber in der Abwägung von Schuld als zu leicht empfunden. Auch in seiner Logik erscheint Israel in der alleinigen Opferrolle, wie dies von den verschiedenen Regierungen immer wieder behauptet wird. Was bedenklicher ist, ist seine Schuldzuweisung aufgrund kultureller Faktoren. Es entsteht der Eindruck. Als gebe es eine Anfälligkeit des Islam für eine „Kultur des Terrors“. Auch der Iran darf in diesem Terrorclub nicht fehlen. Mit einer etwas distanzierteren Haltung hätte aus dieser Untersuchung der große Wurf werden können.

Sabbah, Raid: Der Tod ist ein Geschenk. Die Geschichte eines Selbstmordattentäters. Droemer, München 2003. 253 S. ISBN 3-426-27297-0

Es gibt wohl keinen Landstrich, in dem mehr Terror und Gewalt herrschen als in Israel und Palästina. Zwangsläufig stellt sich die Frage nach den Ursachen. Die „Geschichte eines Selbstmordattentäters“ kann als Geschichte Palästinas unter israelischer Besatzung gelesen werden. In Form einer erzählten „Autobiographie“ beschreibt der deutsch-palästinensische Journalist und Dokumentarfilmer Raid Sabbah das Leben eines „Selbstmordattentäters“ namens Said. Dieser war zwar mental zu einem Selbstmordattentat bereit,

kam aber bei der Erstürmung des Flüchtlingslagers von Dschenin durch israelisches Militär ums Leben. Der Verfasser hat sich nächtelang von Said dessen Lebensgeschichte erzählen lassen. Er wollte die Welt durch die Augen dieser Täter kennen lernen. Sein Anliegen war, ein authentisches Bild der Menschen unter israelischer Besatzung zu zeichnen. Das Leben von Said steht dabei nur exemplarisch für die Leiden des palästinensischen Volkes.

Terror und Nahostkonflikt gehören auf das engste zusammen – dies macht der Bericht von Said überdeutlich. Der potentielle Selbstmordattentäter wurde unter israelischer Besatzung geboren. Seine Familie hatten einen Bauernhof, ein gutes Auskommen, lebte glücklich und zufrieden, bis die Siedler und der Shin Bet (Inlandsgeheimdienst) kamen und sich ihrer annahmen. Sie wurden von ihrem Land vertrieben – auch mit Hilfe der israelischen Justiz. Zuflucht fanden sie bei Verwandten im Flüchtlingslager Dschenin. Dort wurde der Vater willkürlich verhaftet, schwer gefoltert und bei Nacht und Nebel vor seiner Wohnung abgekippt. Saims Mutter wurde durch einen Kopfschuss von israelischen Soldaten bei einer Razzia regelrecht exekutiert. Said selbst sah dies und erlebte, wie seine Kameraden vom Shin Bet abgeholt und gefoltert wurden; einige von ihnen überlebten diese Torturen nicht. Said selbst wurde, bevor er seinen Entschluss gefasst hatte, Selbstmordattentäter zu werden, wochenlang vom Shin Bet, aber auch von palästinensischen Kollaborateuren auf das schwerste gefoltert, bis man ihn – halbtot – ohne Anklageerhebung wieder nach Hause schickte.

Durch die Lebensgeschichte des „Selbstmordattentäters“ Said wird Israel der Spiegel seiner Politik vorgehalten.

„Ihr haltet uns für Terroristen, für Menschen, die keinerlei Skrupel haben, andere – unschuldige Frauen, Männer und Kinder – mit in den Tod zu reißen ... Ihr irrt, denn der Fanatismus und Terror hat seine Wurzeln in Eurem Bestreben, sich die Welt untertan machen zu müssen. Ohne Unterlass schickt ihr die Planier-
raupen der Demokratie und die Freiheit

verheißenden Dampfwalzen ... Ohne Unterlass wüten sie, zerstören alles, was uns heilig ist ... Wir trauern um die Toten in den Restaurants, Diskotheken, Bussen und um jene, die auf den Straßen ihr Leben lassen mussten. Aber wer von Euch trauert um unsere Toten? Sind sie vergessen? War ihr Leben so viel weniger wert als das der Euren? Ist das der Geist Eurer Demokratie, Eurer Verfassungen, Eurer Gesetze, Eurer Gerichte?“

Die Selbstmordattentäter sind also die Kreation israelischer Besatzungspolitik.

Sabbah ist es mit der „Geschichte eines Selbstmordattentäters“ gelungen, die Motive dieser Menschen sichtbar zu machen. Verständnis für die Taten wollte der Autor jedoch nicht wecken, aber den Leser dafür sensibilisieren, dass es für jeden Anschlag eine Ursache gibt. Selbstmordattentat und Besatzungspolitik sind wie siamesische Zwillinge. Ob sie durch den Bau der Mauer erfolgreich getrennt werden können, ist mehr als fraglich.

Shehadeh, Raja: Fremd in Ramallah. Mein Leben als Sohn im besetzten Land. Aus dem Englischen von Bärbel Deninger. Europa Verlag, Hamburg 2003. 288 S. ISBN 3-203-82250-4

Der Nahostkonflikt kann auch ganz anders dargestellt werden, und zwar als Vater-Sohn-Konflikt. Raja Shehadeh, ein renommierter Menschenrechtsanwalt in Ramallah, schildert anhand seiner Familiengeschichte den Konflikt zwischen einem politischen Vater und seinem idealistischen Sohn. Es bedurfte der Ermordung des Vaters 1985 durch die eigenen Landsleute, bevor sich der Sohn emanzipieren konnte. Aziz Shehadeh war ein berühmter Anwalt in Jaffa. Die Familie wurde von den Israelis 1948 vertrieben und siedelte sich in Ramallah an, wo Raja geboren wurde. Sein ganzes Leben stand der Sohn im Banne seines Vaters, der sich schon früh für die Anerkennung Israels einsetzte, weil er darin die Voraussetzung für einen eigenständigen palästinensischen Staat gesehen hatte. Diese Idee kostete ihm letztendlich das Leben. Dafür wurde Aziz

hadeh nicht nur von seinen Landsleuten geächtet, sondern auch von den Israelis enttäuscht, die ihm seine Vision nicht glaubten.

Der Autor hatte immer das Gefühl, als Flüchtling in einem Provisorium zu leben. Oft musste er der Verhaftung seines Vaters durch die israelischen Besatzungstruppen hilflos zusehen. Die durch die Hilflosigkeit bewirkte Radikalisierung musste sich immer wieder mit der politischen Weitsicht des Vaters messen. Raja sah sich als Kritiker der bösen Seiten der Besatzer, die das Leben vollständig kontrollierten. Seinem Vater erschien eine solche Haltung „idiotisch“. Er warf seinem Sohn vor, mit der Zurschaustellung der Israelis als Folterer und Menschenrechtsverächter nur sich selber zu schaden. Raja handelte jedoch vorsichtig, was seinem Vater verborgen blieb. Er kannte seinen Sohn nicht wirklich, worunter dieser litt. Es kam zu heftigen Auseinandersetzungen. Auch unter seinen Anwaltskollegen galt Raja als Außenseiter, da er sich völlig anders verhielt als diese. Raja gehörte zu den Mitbegründern der Menschenrechtsorganisation al-Haq in Ramallah. Letztendlich dürften es auch diese charakterlichen Eigenschaften gewesen sein, die seinen Rückzug aus dieser Organisation bewirkten.

Raja Shehadeh glaubte, durch das israelische Rechtssystem die Ermordung seines Vaters aufklären zu können. Seine Mutter hielt das für unmöglich. „Entgegen der allgemeinen Skepsis hatte ich der israelischen Polizei mein Vertrauen geschenkt.“ Dies erwies sich aber als Trugschluss. „Die israelische Polizei stand einzig und allein im Dienst der Besatzer.“ Schlimmer noch: Shehadeh musste nach einiger Zeit erkennen, dass die Israelis den Mörder, einen Kollaborateur, sogar deckten. Dieses Erlebnis trug dazu bei, dass sich Raja in der ersten Intifada engagierte. „Sie war meine Befreiung.“ 1991 wurde er als Rechtsberater in die palästinensische Delegation aufgenommen, die mit Israel in Washington über einen Ausgleich verhandeln sollte. Ein Jahr später zog er sich verbittert zurück, weil er spürte,

„dass die israelische Delegation bestrebt war, die Besetzung in eine neue Form zu

gießen, und die Palästinenser mit symbolischen Gesten der Befreiung abzuspeisen“.

Shehadeh merkte schon kurz nach der Übernahme der Macht durch die Autonomiebehörde, dass auch diese das Recht nicht achtete, so dass er jetzt Palästinenser vor ihren eigenen Gerichten verteidigen musste.

Ende der siebziger Jahre erklärte Aziz Shehadeh vorausahnend:

„Wenn wir jetzt keinen Frieden mit Israel schließen, dann ist es zu spät. Es wird immer mehr Siedlungen geben. Jetzt haben wir noch eine Chance.“

25 Jahre später stellt Raja enttäuscht fest:

„Während Israel blüht, ersticken unsere Städte und Dörfer zwischen den wuchernden israelischen Siedlungen, die den territorialen Zusammenhalt unseres Landes weiter zerstören sollen. Und eine endgültige Einigung scheint so weit entfernt wie nie zuvor.“

Dieses Buch kommt ohne die üblichen Helden aus. Es ist mutig und ehrlich, ja bewegend. Es ist eine einzigartige politische wie persönliche Autobiographie, die auch dem Vater ein Denkmal setzt.

Klein, Uta (Hrsg.): Die Anderen im Innern. Die arabisch-palästinensische Bevölkerung in Israel. Wochenschau Verlag, Schwalbach 2003. 157 S. ISBN 3-87920-423-3

Dass man sich auch nicht instrumentalisieren lassen kann, zeigt der von Uta Klein herausgegebene Sammelband. Namhafte Wissenschaftler/innen beschreiben darin die Diskriminierung der palästinensischen Bevölkerung in Israel. Sie betrifft alle Lebensbereiche. Überlagert wurde das Leben dieser Menschen durch den Nahostkonflikt, obwohl die israelischen Palästinenser Teil dieses Konflikts sind. Sie stellen 20 Prozent der israelischen Bevölkerung, stehen dem Staat loyal gegenüber, und dieser hat nichts mehr als Diskriminierung für sie übrig. Wesentlich verschlechtert haben sich die Beziehungen seit der Tö-

tung von 13 Demonstranten in Nazareth im Jahr 2001 durch die israelische Polizei. Seither betrachtet man diese Bevölkerungsgruppe als Sicherheitsrisiko, ja sogar als Feinde. Dieses Ereignis hat letztendlich die Abwahl Ehud Baraks bewirkt, da nur 18 Prozent der palästinensischen Israelis zur Wahl gingen.

Von besonderem Wert sind die Beiträge von Baruch Kimmerling zur Entwicklung der kollektiven palästinensischen Identität und von Amad H. Sa'di über die nationale Identität der palästinensischen Israelis. Für Kimmerling waren sowohl der britische Kolonialismus als auch der zionistische Siedlerkolonialismus für die noch junge palästinensische Gemeinschaft Bezugspunkt für das Erwachen einer eigenen Identität. Dass das Identitätskonzept keine statische Größe war, zeigt die Tatsache, dass die Eliten sich des osmanischen Nationalismus und des Islam bedienten, die „Massen“ sich ebenso im Islam als in einer großsyrischen Identität wieder fanden. Sa'di stellt ein Identitätskonzept vor, dass den palästinensischen Widerstand gegen die zionistische Ideologie als Inspirationsquelle identifiziert.

Jäger, Siegfried; Jäger, Margarete: *Medienbild Israel. Zwischen Solidarität und Antisemitismus*. LIT, Münster 2003. 368 S. ISBN 3-8258-6446-4

Wie problematisch eine voreingenommene Haltung für Wissenschaftler und seine Werke sind, dafür legt dieses Buch ein eindeutiges Zeugnis ab. Die Untersuchung über die Berichterstattung über Israel und den Nahostkonflikt in den führenden deutschen Printmedien im Zeitraum von September 2000 bis August 2001 durch ein Wissenschaftlerteam an der Universität Duisburg ist eine Paradebeispiel für eine ideologisch durchtränkte Wissenschaft. Die Untersuchung wurde vom American Jewish Committee in Auftrag gegeben und hat die Ergebnisse gebracht, die man haben wollte. Frei nach dem Motto „Wes Brot ich ess, des Lied ich sing“ wurde allen führenden Zeitungen und Magazinen in Deutschland die Verbreitung von anti-

semitischen Klischees vorgeworfen. Ein nur durch erhebliche ideologische Fixierung der Wissenschaftler zustande gekommenes Urteil, das in der Wirklichkeit keinerlei Entsprechung findet. Befolgte man in letzter Konsequenz die Empfehlungen der AutorInnen so müssten die Korrespondenten vor Ort und in den deutschen Redaktionsstuben die brutale Besatzungspolitik Israels beschönigen, wenn nicht rechtfertigen, um nicht in den Geruch des Antisemitismus zu kommen. Mit dieser Untersuchung wurde der Wissenschaft ein Bärendienst erweisen.

Benbassa, Esther; Attias, Jean-Christophe: *Haben die Juden eine Zukunft? Ein Gespräch über jüdische Identitäten*. Aus dem Französischen von Béatrice Raboud. Chronos, Zürich 2002. 237 S. ISBN 3-0340-9562-8

Dass man auch über kritische Fragen, die in Deutschland mit einem Tabu belegt sind, sachlich disputieren kann, zeigt dieses Werk. Die Frage, die diesem Buch den Titel gab, wurde vor dem 11. September 2001 gestellt und beantwortet. Sie ist so alt wie das Judentum selbst, und sie wurde von den jüdischen Minderheiten zu allen Zeiten gestellt. Da das Buch aber nach den Terroranschlägen zuerst in Französisch erschienen ist, bekam die Frage einen provokativen Anstrich. Vor dem Hintergrund des damals eskalierenden Nahostkonflikts und der Einteilung der Welt in „Gute“ und „Böse“ durch US-Präsident George W. Bush kam es in Frankreich zu zahlreichen Anschlägen gegen jüdische Einrichtungen, die von Franzosen muslimischer Abstammung begangen worden sind. Von der jüdischen Gemeinde in Frankreich wurden diese Ereignisse vor dem Hintergrund des Genozids interpretiert. Dieses Interpretationsmuster

„hat ihnen eine Bedeutung und ein Gewicht verliehen, welche die Ängste der jüdischen Bewohner der problembeladenen Vorstädte und der Juden allgemein nur verstärken konnten“.

Anstatt in einen Dialog mit den verschiedenen Immigrantengemeinden einzutreten,

„nahmen die jüdischen Führungsgremien eine Opferrolle ein: Opfer der Maghrebiner, Opfer der Araber. Die gleichen Araber, die Israel zerstören wollten, zündeten bei uns Synagogen und jüdische Schulen an.“

Selbst der renommierte Intellektuelle Alain Finkielkraut sprach von einer „Kristallnacht“. Alle, die sich für eine differenzierte Betrachtung Israels einsetzten oder die Partei der unterdrückten Palästinenser einnahmen, wurden der „Judophobie“ bezichtigt, so die Autor/innen. Nicht nur diese Sichtweise hat Benbassa und Attias heftige Kritik eingetragen, sondern ihr Gespräch über jüdische Identität durch den Lauf der Geschichte generell.

Das Buch besteht aus einem Zwiegespräch zwischen Esther Benbassa, Professorin für Geschichte des modernen Judentums an der Sorbonne in Paris und aus einer iberisch-jüdischen Familie stammend, und Jean-Christophe Attias, Professor für Geschichte der rabbinischen Kultur an der École Pratique des Hautes Études in Paris. Es ist ein Streifzug durch Jahrtausende jüdischer Geschichte, der nicht nur die Wandlungsfähigkeit des Judentums im Verlauf der Zeit zeigt, sondern auch wie entscheidend das Leben der Juden durch die jeweilige Kultur des Landes geprägt war, in dem es sich abspielte. Die AutorInnen weisen die These von der Reduzierung der Geschichte der Juden auf Verfolgung und Vernichtung als alleinige Identitätsquelle zurück, weil sie der Vielfalt jüdischen Lebens widerspreche. Der Streifzug durch die Vielfalt jüdischer Existenz beginnt mit der Frage, was Jude sein bedeute. Weitere Fragen thematisieren: modernes und jüdisches Selbstverständnis; vom Antijudaismus zum Antisemitismus; jüdischer Nationalismus und Zionismus; die Erinnerung an den Genozid als eine Art neuer Zivilreligion; Judentum, Christentum und Islam; Frau und Jüdin; das Selbstverständnis der Diaspora-Juden; israelische Identität; die Faszination des Leidens oder die Herausforderung des Lebens u. v. m.

Das Exil und die Zerstreuung bildeten einen zentralen Fokus jüdischer Identität

und zeigten aber gleichzeitig, „das man auf vielfältige Weise Jude sein kann“. Selbst Israel sei ein Land des Exils, „das Land, das viele Exilorte vereinigt“. So unternahmen selbst Juden, die in Israel geboren seien, Initiationsreisen an den Ort, den sie einst verließen.

„Erst nach der Rückkehr fühlen sie sich als echte Israeli. Sie brauchen diesen Umweg über den Ort ihres Exils, um sich eine Identität als Israeli zu rekonstruieren.“

Jüdische Identität lasse sich aber auch durch den Gesetzeskanon, den Alltag, die Bräuche, die Sprache und die Speisen bestimmen.

Was die Autor/innen zur Einzigartigkeit des Holocausts diskutieren, hat auch die Debatte des Historikerstreits dominiert: die Einzigartigkeit der Naziverbrechen am europäischen Judentum. Was die beiden Wissenschaftler hierzu zu sagen haben, wird in der deutschen Diskussion vehement zurückgewiesen. Benbassa und Attias fragen, ob es möglich sei, die Idee der Einzigartigkeit des Genozids an den Juden auch anders zu begreifen.

„Jeder Genozid ist einzigartig und folglich auch der jüdische. Es ist aber wichtig, dass der besondere Charakter dieses Unheils die Juden für die Genozide an den anderen, für die Tragödie der anderen sensibilisiert.“

Beide wollen die Lehren aus dem Genozid ins Universelle gewendet verstanden wissen. Dies sei ein wichtiger Grund, warum die Shoah nicht vergessen werden dürfe.

„Sie zu vergessen, würde bedeuten, die Augen vor dem zu verschließen, was den anderen, was der Menschheit geschieht.“

Anstatt die „Einzigartigkeit“ des Völkermordes zu betonen, plädiert Benbassa für die „Besonderheit“ als passendere Beschreibung:

„Ich bin der Meinung, dass der Anspruch, der Genozid an den Juden sei absolut einzigartig, den Juden selber schadet.“

Israel sei nicht nur das „Produkt“ der Vernichtung des europäischen Judentums. Diese Tragödie vermag die Gründung des Staates nicht zu erklären. Der alleinige Blickwinkel durch die Shoah führe zu einer verzerrten Sichtweise. Ein wenn nicht größeres Verdienst bei der Staatsgründung komme dem Zionismus und dessen Unterstützung durch Großbritannien und die USA zu.

Neben diesen Ausführungen enthalten auch andere Passagen dieses Buches provokante Thesen, die die einspurige Debatte in Deutschland inspirieren könnten. Das Zwiegespräch wird aber von beiden Wissenschaftlern mit großer Sensibilität geführt, was dem Thema angemessen ist. Es wäre auch für jüdische Intellektuelle in Deutschland wie Michael Wolffsohn versus Micha Brumlik ein hoch interessantes Unterfangen, über jüdische Geschichte, Kultur und Identität jenseits des Zentralrates der Juden zu diskutieren. Dies ist ein historisch tief schürfendes und überaus empfehlenswertes Buch, das auch der politischen Bildung neue Horizonte eröffnen kann.

Ellis, Marc: Out of the Ashes. The Search for Jewish Identity in the Twenty-First Century. Pluto Press, London 2002. 199 S. ISBN 0-7453-1956-4

Eine ähnlich kritisch-realistische Haltung nimmt auch Marc Ellis, Professor für amerikanische und jüdische Studien an der Baylor Universität in Texas, ein. Für einen amerikanischen Juden eine in der Tat nicht alltägliche Einstellung, insbesondere im Zeitalter von George W. Bush und Ariel Sharon. Während die Entwicklung im Nahen und Mittleren Osten auf eine Eskalation hinführt, die durch die aggressive Politik der USA und Israels verursacht worden ist, weist Ellis mit seiner Vision vom Judentum einen Ausweg: Für den Autor legt das Judentum Zeugnis ab für einen ethischen Weg, der auf den Prinzipien Gerechtigkeit und Gemeinschaft beruht, auf denen der jüdische Glaube ruht. Hoffnung für die Zukunft könne es nur geben, wenn man den Missbrauch, der durch Israel und

das jüdische Establishment in den USA mit diesen Werten getrieben werde, bekämpfe. Ellis ringt mit der Frage, wie es möglich ist, dass ein israelisch-jüdisches Gemeinwesen mit diesen inhumanen Maßnahmen gegen ein anderes Volk vorgeht, und wie dies in Einklang mit der jüdischen Ethik zu bringen ist.

Der Autor stellt sich die Frage, wie Juden mit der Tatsache umgehen werden, was für das jüdische Leben und seine Ethik übrig bleibe, wenn die Besatzung fort dauere oder sogar dauerhaft andauern werde. Ellis stellt die These auf, dass durch die „fast vollständige israelische Besetzung Palästinas“ jüdische Identität zunehmend militarisiert worden sei, und dies zum Verlust des Fundamentes jüdischer Ethik geführt habe. Wird dieser Disput über die Militarisierung die Kluft zwischen den führenden Politikern und dem persönlichen Gewissen verpflichteten jüdischen Persönlichkeiten vertiefen, fragt der Autor. Ellis ist besorgt darüber, dass eines Tages die „Torah“ und der „Bund mit Gott“ von Kampfhelikoptern ersetzt werde. Seitdem die militärische Macht jüdisches Leben definiere, sollten Juden sich selbst gegenüber ehrlich sein, was sie verehrten. Was bringe mehr Sicherheit, der Bund mit Gott oder die Kampfhelikopter?

Ellis bedient sich jüdischer Kommentatoren, um die israelische Politik zu kritisieren.

„Andere zu erniedrigen, kann uns nicht von dem erlittenen Trauma heilen ... Im Gegenteil: Es verstärkt das Trauma durch die Aushöhlung unserer Wurzeln, die es uns ermöglicht haben zu überleben.“

Jüdische Intellektuelle, die sich für die israelisch-palästinensische Sache eingesetzt haben, seien durch das jüdische Establishment marginalisiert worden. Er erinnert an Judah Magnes, Martin Buber und Hannah Arendt, die sich alle gegen die Gründung eines jüdischen Staates ausgesprochen hätten und deshalb beiseite geschoben worden seien. Neben diesen jüdischen Intellektuellen können auch Gandhi, Martin Luther King oder Gustavo Gutierrez als Quelle der Inspiration für Juden und Israe-

lis genutzt werden. Wie problematisch eine solche Verbindung auch immer sein möge, fraglich werden seine Ausführungen nach der Rolle der Propheten und der damit gestellten Frage, ob nicht auch er in die Ahnengalerie der jüdischen Propheten gehöre!

Zwei Wege führen für Ellis „out of the ashes“: erstens, Juden erbitten von den Palästinensern „revolutionäres Vergeben“, um den Zyklus der Gewalt und des Erinnerns zu überwinden, zweitens, Jerusalem sollte zum „broken middle“ für die beiden „gebrochenen Völker“ werden, worin eine „Solidarität in der Leidenserfahrung“ liegen würde, auf der beide Völker Neues aufbauen könnten.

Ludwig Watzal